Das Jubiläum.

Von Albert Roderich.

Du Greisin, gebückt und bebend,
Wohl achtzig Jahre nun —
Sag' an, was hast du lebend
Im Friedhof noch zu thun.

Alljährlich am Todestage
Schmückt sie ihres Liebsten Grab,
Im weinenden Auge die Frage:
Wann darf ich zu dir hinab?

Und heute mit blühenden Rosen,
Das Herz voll Sehnsuchtsqual,
In Liebe, der wandellosen,
Kommt sie zum fünfzigsten Mal.

Es klingt wie ein Tedeum
Leis' durch den Sonnenschein,
Es feiern ein Jubiläum
Der Treue Engelein.

Die Ehrengräber der Stadt Wien.

Uralt ist der Cultus der Todten. Die Mumien, die aus der Zeit der Ramses und Pharaonen bis auf die unsere gekommen, zeigen an den prächtigen Binden, in die sie gewickelt sind, an den Spezereien, an den Knüpf- und Stickarbeiten, die ihnen mitgegeben wurden, und welch' letztere nun zum Vorbild neuartiger Frauenhandarbeiten dienen, welche Pietät die Ueberlebenden geübt haben. Bekannt ist das Lösegeld, das die Griechen ihren Todten in den Mund gaben, damit der Fährmann, der greise Charon, sie über den Lethe schaffe. Die Fürsorge für das Heil der Abgeschiedenen hat sich auch bei uns erhalten; die Seelenmessen, die in der katholischen Kirche für sie gelesen werden, die frommen, wohlthätigen Werke, welche Kinder und Hinterbliebene gerne stiften und mit dem Namen des theuren Todten ver-

Anzengruber-Denkmal.

knüpfen, sollen ihm den Weg in's Jenseits ebnen, oder auch das Ziel seiner Wünsche, seines Strebens auf Erden verwirklichen.

Mit der Fürsorge um das Seelenheil des Verblichenen hört die Sorge für sein dahingeschwunden irdisch Theil nicht auf. Der Cultus der Liebe für die Todten läßt sie nicht sang- und klanglos der Erde übergeben. In düsterer Feierlichkeit vollzieht sich die traurige Ceremonie. Nur wenn der Verblichene selbst sich allen Prunk auf seinem letzten Gange verbeten hat, verzichtet seine Umgebung darauf; sonst rafft auch der Aermste seine Sparpfennige zusammen, um seine Lieben würdig zu begraben. Und hat sie die weite Stadt der Todten aufgenommen, sind die Kränze verwelkt, die Schleifen von Wind und Regen verblaßt, dann baut Erinnerung ein Denkmal auf; hier ein bescheiden Kreuzlein, dort ein prächtiges Monument, das den späten Geschlechtern noch erzählen soll, wer der Todte und was er den Seinen gewesen. Aber nicht nur die Familienmitglieder sorgen in dieser Weise für ihre Angehörigen; auch die Städte, die Staaten sind bestrebt, den Helden auf dem Kriegsfeld und im Frieden, den Künstlern und Gelehrten würdige Denkmäler zu setzen und so den Ruhm der Großen und damit unauslöschlich verbunden den des Vaterlandes der Nachwelt zu erhalten.

Besonders reich an herrlichen Bildwerken ist der Wiener Central-Friedhof; die von der Stadt gestifteten Ehrendenkmäler für ihre großen und bedeutenden Mitbürger sind weltberühmt

Schubert-Denkmal.

und finden in ihrer Art wohl kaum ihresgleichen. Eine schöne und würdige Ruhestätte ist der Wiener-Central-Friedhof.

Kommt man durch das Hauptthor auf den Friedhof, so hat man bald die Arkaden vor sich mit ihren prachtvollen Gruftdenkmälern. Hier gelangen wir auch zu den Ehrengräbern.

Auf allen Gebieten des Lebens haben sie sich bethätigt, die Männer, die sich hier zusammengefunden. Hier liegen die Erbauer des neuen Wien; dieses Grabmal deckt den großen Volksdichter Anzengruber, dort ist der Erbauer der Semmeringbahn, dieses Wunderwerkes menschlichen Erfindungsgeistes, zur Ruhe gebettet. Hier ruht Bauernfeld, der Wiener Aristophanes, und Nestroy, der Satyriker, Markart, der lebensfreudige Maler,

Markart-Denkmal.

und Amerling, der berühmte Porträtmaler Alt-Wiens. Beethoven und Schubert sind hier begraben, der ernste Gluck und der nicht nur in Wien unvergeßliche Johann Strauß. Es fehlen nicht die Vertreter der leichtgeschürzten Muse, Millöcker und Suppé, nicht der erste Bürgermeister des verfassungstreuen Wien, Vater Zelinka und seine Gattin Monika. Es ist ein Wiener Friedhof, und die Stadt Wien hat ihre Todten geehrt durch prächtige Grabmäler, von Künstlerhand geschaffen.

Viele, die hier liegen, waren längst vermodert, als der Wiener Central-Friedhof vor nunmehr dreißig Jahren eröffnet wurde. Frommes Gedenken, das pietätvolle Bedürfniß, die Todten zu ehren, hat sie aus alten Wiener Kirchhöfen ausgraben lassen zu später Ehrung. Einen konnte man nicht finden; wo liegen Mozarts Gebeine? Er aber durfte nicht fehlen, wo Wiener Künstlern eine bleibende Erinne-

Mozart-Grabmal.

rungsstätte gewidmet werden sollte. Er, der echteste von allen!

Und so erhebt sich ein schönes Denkmal, dem unsterblichen Genius geweiht, inmitten des stillen Plätzchens, das rings die Namen der Koriphäen der Wiener Musik zeigt.

Und weiter wandern wir. Der Novembertag geht zur Neige; noch ein rascher Gang über das weite Leichenfeld — hier der Obelisk der Märzgefallenen, dort das imposante Grabdenkmal der Opfer des Ringtheaterbrandes — und daneben Kreuz an Kreuz.

Schneidig.

Pfarrer: „Aber Lehnbauer, mit sechzig Jahren willst noch so a blutjunges Dirndl heirathen!?" Bauer: „Gelten S', Herr Pfarrer, da spitzen S'!"

Zarte Mahnung.

Chef (zum schlafenden Schreiber): „Sind Sie so kurzsichtig, Maier? Sie werden sich noch die Augen verderben!"

Die Alhambra.

Weder die Feder des Schriftstellers noch der Pinsel des Malers vermag eine rechte Vorstellung von dem herrlichen Zauberschloß zu geben, das sich auf einem Hügel über der üppig grünen Vega von Granada erhebt, mit dem Blick auf phantastisch geformte sonnverbrannte Bergzüge und die schneebedeckte Sierra Nevada. Der Name „Alhambra" tönt uns schon von Kindheit an märchenhaft in den Ohren. Wie oft haben wir von dem Verzweiflungskampf des letzten Maurenkönigs Boabdil gelesen, wie viel romantische Verse haben uns das Wort „Alhambra" theuer gemacht. Und dann kam noch die Kunstgeschichte und endlich sogar das Leben: hier ein „Alhambra-Café", dort ein „Alhambra-Theater", — alles voll wunderlichen Reizes, mit bunter, seltsam zierlicher Architektur, mit leise rauschendem Fontänen, Lorbeerbüschen und fremdartigen Blüthen. Von allen Alhambra-Kennern ist es jedoch selbst in unserem Zeitalter des Reisens nur selten einem vergönnt, das Wunder von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Selbst diejenigen, welche Zeit und Geld hätten, eine Reise nach Spanien zu machen, scheuen sie doch in der Regel, weil Spanien in dem nicht durchweg gerechtfertigten Rufe steht, daß dort die Eisenbahnen schlecht, das Essen

Der Thurm der Gerechtigkeit.

schlecht, die Gasthöfe schlecht und alles theuer. Und doch kann man auf der Alhambra Tage verbringen, einsam umherschlendernd, sitzend, liegend — schauend, träumend. Vielleicht gibt es keinen zweiten Ort der Erde, wo man die Welt so ganz vergessen kann, wo die Seele sich so ausschließlich in einen Schönheitsrausch zu verlieren vermag, der nur von blauem Himmel, grünem Blattwerk und todten Steinen ausgeht!

Das Märchen der Alhambra beginnt übrigens bereits, wenn man aus der Gomeres-Straße durch die Puerta de las Granadas, einen plumpen, die Straße abschließenden Thorbogen, in den Hain tritt, durch den der Weg zu dem Schlosse emporgeht. Man glaubt sich plötzlich weit fort aus Spanien in eine nordische Gebirgslandschaft versetzt. Ein prächtiger Wald von hochstämmigen uralten Ulmen umfängt uns, durch das dichtverzweigte Laubgeflecht dringt nur selten ein Sonnenstrahl und überall hört man das Plätschern des Wassers im dichten Gebüsch. Drei Alleen führen durch diesen Märchenhain empor zur

Die Alhambra mit Aussicht nach Granada.

maurischen Akropolis, die man durch das Thor der Gerechtigkeit betritt — diesmal eine wirkliche, echt arabische Pforte mit elegantem Hufeisenbogen, die durch einen gewaltigen, viereckigen, aus rothen Ziegeln erbauten Thurm führt.

Die Alhambra ist eigentlich eine ganze, von Mauern umfaßte und mit Thürmen befestigte Stadt. Sie enthält außer dem maurischen Königspalast, der auch „Alhambra" genannt wird, noch die Burg, die „Alcazaba", einen Manövrierplatz für ein ganzes Regiment Soldaten, ein christliches Schloß, eine christliche Kirche und Gärten und Terrassen von beträchtlicher Ausdehnung. Betritt man diese Stadt, so ist der erste Eindruck ein ernster, fast trauriger. Hat man die dunkle Halle hinter dem „Thor der Gerechtigkeit" passirt, so steigt man auf einem schmalen, düsteren Weg zwischen hohen Mauern empor zu einem zweiten Thore, der „Puerta del Vino". Von hier erreicht man den oben erwähnten, von uralten Bäumen beschatteten Platz, die Plaza de las Algibes, an dessen linker Seite die verfallenen Häusermassen der Alcazaba liegen, wahre Trümmerhaufen, und die alles überragenden Thürme der alten Burg. Zur Rechten aber hat man gleichfalls eine gewaltige Ruine, den schon vor seiner Vollendung wieder verfallenen Palast Kaiser Karls V. Wendet man sich nun aber, den Platz überschreitend, nach der kleinen Pforte, die so gar nicht an den Eingang zu einem Königsheim gemahnt, tritt man dort, nachdem man den Wächtern den Erlaubnißschein vorgezeigt hat, ein, so beginnt plötzlich nach all' diesen düsteren Eindrücken das Märchen aus „Tausend und eine Nacht".

Durch die kleine Pforte, die in den Alhambrapalast führt, gelangt man zuerst in den „Myrthenhof". Ruhig u. still, wie ein träumender See liegt das Wasser eines großen Marmorbassins in Form eines langgestreckten Rechtecks vor uns. Blumenbeete und Myrthenhecken umgeben ihn, lange weiße Mauern, von einigen zart ausgearbeiteten Pforten durchbrochen, schließen ihn von zwei Seiten ein, während an den beiden schmäleren Enden feine Jaspissäulen die luftigen Bogen zierlicher Galerien tragen.

Ansicht der Alhambra.

Aus dem Myrthenhof gelangt man durch die „Sala de la Barca", deren Wände von oben bis unten mit den raffinirtesten Verzierungen bedeckt sind, so daß der Stein wie von Feenhänden gewebte Stickerei erscheint, in den von geheimnißvollem Dämmerlicht erfüllten „Saal der Gesandten". Er geht durch zwei Stockwerke und ist mit einer Kuppel aus Lärchenholz gedeckt.

Kehrt man in den Myrthenhof zurück und verläßt man denselben durch die Sala de los Mocarabes, so gelangt man in den berühmten „Löwenhof". Er hat seinen Namen von den zwölf Marmorlöwen, welche die große Brunnenschale in der Mitte tragen — außer diesem hat der Hof noch acht kleinere Marmorbrunnen — seinen unvergleichlichen Reiz aber erhält er durch die Säulenhallen, die ihn umgeben, durch die Pracht der in zierlichster Ornamentik wie aus Elfenbein geschnitzten Bogen und Wände, die von 124 theils einzeln stehenden, theils in Gruppen vereinten Säulen getragen werden.

Ergänzung.

Bekannter: „Deine Frau scheint sehr lustig zu sein, die singt ja sogar beim Kochen." Hausherr: „Allerdings! Und ich koche bei ihrem Singen."

Pech.

1. Schnapsbruder: „Was fehlt Dir heute?" — 2. Schnapsbruder: „Na, denk' Dir, wie ich eben drüben in dem Hause fechten will, steh' ich plötzlich einem Schutzmann gegenüber. In der Verwirrung bitt' ich um ein Glas Wasser... bleibt der Kerl wahrhaftig bei mir stehen, bis ich's ausgetrunken!"

Auch ein Schüler.

Herr (dem Bettler eine Gabe reichend): „Will Ihr Begleiter auch 'was haben?" Bettler: „Nein, der nimmt bloß bei mir Fechtstunden!"

Ueberraschende Entdeckung

A (in der Kneipe: „War denn der alte, taubstumme Böttchermeister heute noch nicht hier?" — B. (der die Gewohnheit hat, keinen Anderen zu Worte kommen zu lassen): „Was, taubstumm ist der?... Mit dem unterhalte ich mich doch jeden Tag mehrere Stunden!"

Aus dem Süden von Deutsch-Ostafrika.

Eine erst in neuerer Zeit bekannt gewordene Landschaft im südlichen Deutsch-Ostafrika ist das von den Flüssen Ulanga und Luvegu umgebene Upogoro. Das ganze Land hat gebirgigen Charakter und erhebt sich mit seinen höchsten Spitzen ungefähr 4,000 Fuß über den Meeresspiegel. Der Aufstieg ist von allen Seiten her sehr steil, fast senkrecht. Oben in den Bergen finden sich ausgedehnte, fruchtbare Hochebenen, die mit vielen großen und kleinen Felsgruppen besäet sind, die die mannigfaltigsten und nicht selten ganz abenteuerliche Formen haben. Hier und da bilden die Felsblöcke große Höhlen, in denen sich Schlangen, Leoparden, Zibethkatzen und andere kleine Raubthiere aufhalten. Hinter solchen Felsgruppen haben die Eingeborenen meist ihre Dörfer aufgebaut.

Upogoro ist sehr fruchtbar, der Boden fast durchgehends schwarzer Humus. Der einen großen Theil des Jahres hindurch anhaltende Regen befördert ein üppiges Gedeihen der Vegetation. Die große Regenzeit dauert von Anfang December bis Ende Mai. In den anderen Monaten des Jahres regnet es ebenfalls nicht selten, sodaß es eine ausgesprochene trockene Jahreszeit nicht gibt. Infolge des nicht eben heißen Klimas und der großen Feuchtigkeit der Atmosphäre gedeihen sämmtliche europäischen Gemüse das ganze Jahr hindurch vorzüglich. Kartoffeln kann man in einem Jahre viermal, Weizen zweimal ernten; auch Obstbäume gedeihen auf's beste.

Ein hier wie überhaupt in den Tro-

Jagdtrophäen, meist Stoßzähne des Elephanten.

pen häufig vorkommender Baum ist der sehr schnell wachsende Melonenbaum, der schon im ersten Jahre seine starktriechenden Blüthen treibt, aus denen sich in ungefähr vier Monaten die schönen melonenförmigen Früchte entwickeln. Von dieser Zeit an trägt der Baum ununterbrochen, sodaß man an demselben Stamm immer Blüthen, halbreife und reife Früchte sieht. Letztere werden, da sie sehr erfrischen, von Europäern und Eingeborenen gern gegessen; als Mus gekocht, geben diese Früchte ein leckeres Compot.

Ein häufig vorkommendes Raubthier der Fauna Upogoros ist der Leopard. Wenn er auch dem Europäer meist aus dem Wege geht, so scheut er sich doch nicht, bei großem Hunger, wenn er nicht gerade etwas anderes findet, in die Hütten der Eingeborenen einzubrechen und sich einen Menschen herauszuholen. Kann er in die Hütte nicht hinein, so legt er sich auf die Lauer und wartet, bis jemand die Hütte verläßt. Ist ein Ziegen- oder Hühnerstall in der Nähe, so versucht er erst in diesen einzudringen, um dort alles abzuwürgen, was sich darin befindet. Oft werden junge Leoparden von den Eingeborenen eingefangen und gegen klingende Münze oder Tauschwaaren an Europäer verkauft. Ein jung eingefangener Leopard gewöhnt sich in der Gefangenschaft an den Menschen. Wird er auch nicht so zahm wie ein Hund, so legt er doch seine wilden Eigenschaften ab. Bisweilen geschieht es, daß mit ihm Fahrversuche gemacht werden.

Der Elephant kommt in Upogoro noch sehr oft vor, manchmal sogar in Heerden. Die Jagd auf den gigantischen Dickhäuter ist reich an Beschwerden und mit mancherlei Gefahren verknüpft. So anmuthig der Elephant gewöhnlich ist, so gefährlich kann er werden, wenn er verwundet wird. Er

Fahrversuch mit einem zahmen Leoparden.

geht sonst dem Menschen aus dem Wege, aber angeschossen wendet er sich gegen seinen Angreifer. Schon so mancher Elephantenjäger hat dabei sein Leben verloren.

Die Bewohner des Landes, die Wapogoro sind ein friedliebender Volksstamm. Sie haben niemals Kriegszüge in die umliegenden Gebiete unternommen. Wohl sind sie selbst von den Mafiti und Wahehe öfter überfallen worden; da aber die Dörfer in Upogoro meist hinter den mit Dornen

Der Melonenbaum. (Carica Papaya.)

bewachsenen Felsgruppen liegen, deren Lücken noch künstlich befestigt waren, so mußten die Feinde meist unverrichteter Sache wieder abziehen. Einzelne Händler mit kleinen Karawanen durften sich früher in das Land der Wapogoro nicht hineinwagen, da sie dann meist ausgeraubt wurden. Erst seit Errichtung der deutschen Station Mahenge haben sich Händler daselbst niedergelassen. Bisher trugen die Wapogoro sehr einfache Kleidung, die meist nur aus einem Lendenschurz bestand. Ihre Waffen sind, ausgenommen einige Vorderlader, Bogen und vergiftete Pfeile.

Abgesehen von verschiedenen Edelhölzern, als Ebenholz, Grenadilholz usw., gibt es auch in Deutsch-Ostafrika sehr viel gutes Bauholz, aber nur von Laubbäumen; Nadelholz kommt nicht vor. Die Bantuvölker sind

Herrichtung von Balken zu Bauzwecken.

tüchtige Holzarbeiter. Wenn man sieht, mit welcher Geschicklichkeit und Schnelligkeit diese Farbigen sich ihre Boote, Einbäume aus einem Stamm, und zwar mit ganz kleinen, meist selbst geschmiedeten Beilen zurechthauen, so muß man staunen. Es gibt Boote, worin 40 Mann Platz haben. Auch mit Säge und Hobel lernt der Neger schnell arbeiten. Bei dem Bau der Station Mahenge wurde sämmtliches Bauholz in der Nähe geschlagen und von den schwarzen Soldaten (Askari) unter Anleitung der Europäer bearbeitet; auch die Fenster, Thüren und Treppen sind von Schwarzen hergestellt worden. In einer unserer Abbildungen sehen wir, wie die Balken zu Bauzwecken hergerichtet werden.

Kaffee und Theegesellschaften.

Kaffeebisiten — Theegesellschaften! schöne Worte!

Die Großstädterin lächelt mitleidig über diese überwundenen Formen der Geselligkeit. In den Ohren der Kleinstädterin klingen sie wie Musik und erinnern sie an die einzigen Freuden des Winters, an Gebirge von Kuchen und Gletscher von Eis oder Speise. Und an unendliche, wonnige Gespräche über Dienstboten, Wäsche und den lieben Nächsten.

Die Männer zucken die Achseln und ducken sich bei dem Klang der Worte, als müßten sie einen Platzregen oder sonst ein elementares unabwendbares Ereigniß über sich ergehen lassen. Für sie bedeutet er ungemüthliche Tage, wo das Haus gereinigt wird, als ob der Blick der gestrengen Kritik durch Holz und Eisen dringen und sich bis auf 6 Fuß hohe Schränke erheben könnte. Er erinnert sie an gereizte Hausfrauen, denen weder Gemahl, noch Kind, noch Fliege zu nahe kommen darf, bis das ganze Haus in Paradezustand versetzt ist. Kurz, an kritische Tage erster Ordnung.

Dann gibt es noch eine ganze große Kategorie von Frauen, gebildeten Frauen der Mittelstädte, die weder lächeln noch lachen. Sie seufzen leise, wenn die Einladung eintrifft, sie seufzen, wenn das Vergnügen beginnt, und wenn es überstanden ist. Manchmal fassen sie nach einer besonders angreifenden Sitzung den heroischen Entschluß: „Nein, nie wieder, nächsten Winter ziehe ich mich aber ganz gewiß von dieser Art Vergnügen zurück" — bis die nächste Saison anfängt.

An und für sich ist die Idee der nachmittäglichen Kaffee- und Theevisiten gar nicht so übel. Sie ist es nur durch die übergroße Ausdehnung an Zeit und Bewirthung geworden. Die Großstädterin glaubt recht großstädtisch zu sein, wenn sie sich mit ihren Bekannten irgendwo im Café, in der Conditorei, im Restaurant trifft. Das mag practisch, durch die Verhältnisse geboten sein. Eine feinere, intimere Art der Geselligkeit ist es jedenfalls, seine Freunde in der eigenen Häuslichkeit, im engeren Kreise zu bewirthen.

Der Pariserin traut man es gewiß zu, Großstädterin zu sein. Nun, sie haßt das Kneipenleben, sie würde um keinen Preis ihre Bekannten anderswo, als in der Familie empfangen, und sie hält ihren five o'clock tea, bei dem in neuester Zeit auch Kaffee gereicht wird, und der im Grunde nichts anderes ist als der altmodisch liebe Nachmittagskaffee, nur in graziöserem, leichterem Gewande. Sie findet es nicht nothwendig, das rauchende, brausende Leben der Weltstadt um sich zu fühlen, wenn man von seinen eigenen Angelegenheiten plaudern oder sich in die Interessen seiner Freunde versenken soll.

Es gibt eben an sich nichts Kleinstädtisches und nichts Großstädtisches. Erst die Menschen und ihr Denken machen es dazu.

Man kann also Kaffee- und Theegesellschaften eigentlich nicht verwerfen. Sie sind billiger als Abendessen, dauern nicht bis in die Nacht hinein und erfordern keinen so kostspieligen Apparat von Lohndienern und Kochfrauen. Und dennoch das Seufzen, wenn wir zu einem solchen Vergnügen eingeladen werden?

Dennoch. Es ist auch wahrhaftig keine Kleinigkeit, drei bis vier Stunden auf einem Stuhl zu sitzen, zwischen denselben Menschen mit demselben Gegenüber, nur mit der Abwechslung der massenhaften guten Dinge, die aber wegen ihrer Massenhaftigkeit eher abschreckend als anregend wirken.

Da ist der Punkt, wo die Frauen reformirend eingreifen sollten. Eine Einladung nicht gar zu vieler, aber passender Menschen, zu einer Tasse Kaffee oder Thee um fünf Uhr, hätte doch wirklich keine — Schrecken, wenn man wüßte, daß man nach Belieben gehen dürfte, spätestens um sieben Uhr, und daß man anregende Unterhaltung fände. Dafür zu sorgen, ist allerdings für manche Hausfrauen schwieriger als alles andere. Sie suchen darum die Lösung der Frage nach der materiellen Seite. So entstehen dann die Kaffees und Thees, worin sich die Kuchen mit den Torten, den süßen Speisen und den feinen Butterbroten in ununterbrochener Reihenfolge ablösen, und die Menschen stundenlang aushalten müssen, um nur all' diesen Genüssen gerecht zu werden.

Vor allen Dingen sperre man seine Gäste nicht für die Dauer eines ganzen Nachmittags in das Speisezimmer ein. Ein Lokalwechsel belebt die Stimmung oft wunderbar, die Gesellschaft kann sich dadurch mal wieder anders gruppiren, Bücher oder Mappen geben Stoff zur Unterhaltung. Am besten ist es freilich, wenn sich liebenswürdige Künstler oder Dilettanten bereit finden lassen, ihre Nebenmenschen mit Musik und Gesang zu erfreuen — wirklich zu erfreuen. Nur aus Höflichkeit fordere man aber nicht zu zweifelhaften Leistungen auf, dränge auch nicht bei ernsthafter Weigerung; die wahre Herzenshöflichkeit, der Takt verlangt, daß man niemand zur unfreiwilligen Erheiterung der Gesellschaft benutze.

Die Bewirthung soll weder vollkommen Nebensache sein, noch sich aufdringlich bemerkbar machen. Beides ist beleidigend für die Gäste. Glaubt man, sich streng an irgend eine pedantische oder übertriebene Landessitte halten zu müssen, so wundere man sich nachher auch nicht, wenn dabei eine landesübliche Langeweile herauskommt.

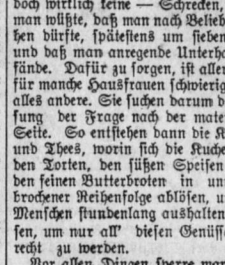
Die beste Belebung einer Gesellschaft ist zweitens ein Plaudergenie, das anregend wirkt, ohne immer selbst das große Wort zu führen. Leider, leider finden aber viele Frauen nur, daß sie sich amüsirt haben, wenn sie allein gehört wurden. Da, sind denn auch diejenigen, die Musik- und sonstige Vorträge nur als störendes Geräusch betrachten und allein das Plätschern ihrer Rede hören wollen.

Dagegen gibt es ein Radikalmittel. Es heißt: Einmal und nicht wieder! Kann man dies unvergleichliche Mittel gegen langweilige Leute und verdorbene Stimmung aus irgend einem Grunde nicht anwenden, so versuche man gar nicht, sie bessern zu wollen, sondern mache sie in irgend einem traulichen Eckchen mit ein paar gleichgestimmten Seelen unschädlich.

Im großen Ganzen spiegelt die Stimmung einer Gesellschaft getreulich den Charakter des gastlichen Hauses wieder. Es gibt Häuser, wo es immer langweilig, pomphaft schwerfällig, andere, wo es immer vergnügt zugeht. Der Ton scheint in der Luft zu liegen.

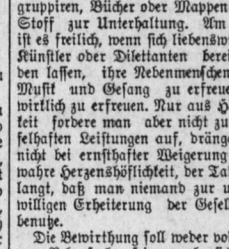
Wir selbst also haben es in der Hand, die verschrieenen Kaffee- und Theegesellschaften wieder in besseren Ruf zu bringen. Freilich kostet das ein wenig mehr Nachdenken, als bisher das Bestellen beim Conditor erforderte, und manchmal auch den Muth, mit allen überlieferten Traditionen zu brechen.

Immer zerstreut.



Professor: „Ich weiß nicht, was das ist: fortwährend rieselt's mir eiskalt den Rücken hinab... das wird wieder ein Schnupfen werden!"

Vaterfreude.



—„Also drei Tage ist Dein Kleiner alt?" Wachtmeister (stolz): „Ja! Und was das Jungchen schon für'n unfreundliches Gesicht macht!"

Irgendwo auf Erden wird in jedem Monat Getreide geerntet. Im Januar wird in Argentinien und auf Neuseeland der Weizen geschnitten; im Februar und März beginnt die Ernte der Feldfrüchte in Westindien und Aegypten. In Kleinasien, Persien und auf Cuba ist der April der Erntemonat, während im Mai die Japaner und Chinesen ernten. Im Juni und Juli erklingt die Sense in Südeuropa und Südamerika, und im August schwanken bei uns und in Deutschland die schwerbeladenen Wagen der Scheuer zu. Für Schweden-Norwegen sind September und October Erntemonate, für Südafrika und Peru ist es der November, und in einigen Gegenden Australiens erntet man im December.